



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

ARYE SHARUZ SHALICAR

**»Ein nasser Hund
ist besser als
ein trockener Jude«**

Die Geschichte eines Deutsch-Iraners,
der Israeli wurde

Autobiografie

Vorwort von Richard C. Schneider

Mit s/w-Bildteil

Deutscher Taschenbuch Verlag



Originalausgabe 2010

3. Auflage 2012

©2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk wurde vermittelt durch die Verlagsagentur Lianne Kolf

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos vom

Autor vor einem Graffiti-Bild in Berlin-Wedding

Die Fotos im Innenteil sind im Besitz des Autors.

Im Text wurden alle Namen verändert.

Satz: dtv, Bernd Schumacher

Gesetzt aus der Scala 10,5 / 13,5'

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24797-9

*Dieses Buch widme ich meinen Eltern, Shlomo und Rose,
und meiner langjährigen Freundin Janica, die ich nochmals um
Verzeihung bitte, dass ich von ihnen gehen musste.*

In Liebe zu meiner Frau Liel Lena

*Ich möchte meiner Schwester Leital Shabnam danken,
dass sie sich Zeit genommen hat, das von mir
handgeschriebene und nicht immer gut
leserliche Manuskript abzutippen.*

*Wann erscheint mir als gelungen,
Mein Bemühen auf dieser Erde?
Wenn aus armen Judenjungen,
Stolze junge Juden werden.*

Theodor Herzl

INHALT

Vorwort von Richard C. Schneider	9
Einleitung.....	13
Ein ganz normaler Berliner Junge	19
Ein Umzug.....	29
Was, du bist Jude?	37
Die Kindheit meines Vaters in Babol im Iran	45
Schäme dich, Jude zu sein	55
Gangs, Graffiti und Liebe	83
Meine Tante Entezaar	115
Schule, Straßenkämpfe und Bundeswehr	121
Meine Tante Pnina.....	147
An der Universität.....	155
Die Jüdische Gemeinde Berlins	165
Kibbuz Palmachim	179
Zurück in Berlin	195
Entscheidung.....	209
»Ein nasser Hund ist besser als ein trockener Jude«	215
Zukunft.....	233

VORWORT VON RICHARD C. SCHNEIDER

Es ist der letzte Satz dieses Berichts, der den Weg weist: »Doch das erlösende Licht wird sich ausbreiten, früher oder später!« – Ein Satz voller Hoffnung, ein Satz voller Illusionen? So mag man denken, wenn man den Tatsachenbericht, die Autobiografie des jungen Shalicar liest. Wäre dies ein Roman, so müsste man ihn unwillkürlich in das Genre des »Bildungsromans« einordnen. Doch dieser Bericht ist kein Roman, sondern der Versuch ein Stück deutsche Realität abzubilden, das, was in einem Teil Deutschlands vor sich geht, den man heute neudeutsch als »Parallelgesellschaft« bezeichnet und ihn damit auf Distanz hält, als nicht wirklich zu Deutschland zugehörig. Doch Wedding, Kreuzberg oder all die anderen »Ausländerghettos« in der Bundesrepublik sind ein Teil Deutschlands. Und was sich dort abspielt, hat uns zu interessieren, denn die Jugendlichen, die dort aufwachsen, werden in irgendeiner Form Deutschland mitprägen.

Also ist das Buch ein Bericht über deutsche Gewalt? Über deutschen Rassismus? Doch eher ein Bericht über Gewalt in Deutschland, über Rassismus und – ja, natürlich – Antisemitismus in Deutschland. Nicht von »ethnischen Deutschen«, sondern von »Ausländern«, egal nun, ob sie einen deutschen Pass haben oder nicht. Diese jungen Türken, Palästinenser, Inder, Araber, Kurden, Bosnier – sie werden als Ausländer gesehen. Und ihr Hass auf den Juden Shalicar ist nicht der Hass des europäischen Antisemiten, es ist

der Hass, der aus dem Nahen Osten kommt, sozusagen die Fortsetzung des Nahostkonflikts in Europa. Was das bedeutet, wissen wir längst: Attentate auf Juden, Synagogen, die brennen – in Frankreich, in England ist dies längst soweit, in Deutschland zum Glück nur ab und zu.

Und inmitten dieses Irrsinns der kleine Judenjunge, der keine Ahnung hat, dass er ein Jude ist, der später zwar weiß, dass er einer ist, aber nicht weiß, was das ist – »ein Jude«. Und der natürlich das alte jüdische Spiel der Diaspora spielt: Ich mache mit bei der Mehrheitsgesellschaft, ich mache irgendwie mit, um akzeptiert zu werden. Verständlich und traurigerweise: sinnlos. Denn es ist zugleich immer auch ein Absturz, diese Verleugnung der eigenen Identität, es ist dieses doppelte Spiel, das ein Jude in der Diaspora wohl seit Anbeginn der Zeiten spielte wie uns die Thora bereits erzählt: Als Abraham mit seiner Frau nach Ägypten geht, da muss er lügen – und gibt sie als seine Schwester aus. Um sich und sie zu schützen. Shalimar will sich schützen und zugleich ist dies der Weg zu seiner wahren Identität. Seiner wahren Identität?

Das, was am meisten in ihm, an ihm gehasst wird, wird seine Hauptidentität: Das Jude-Sein. Wer kann ihm das verdenken? Es ist die Reaktion auf das, was nicht sein darf. Es ist die Emanzipation aus dem Mahle, aus dem Ghetto. Und so ist sein Weg vorbestimmt, so hat er nur einen Aus-Weg: Israel. Dort beginnt die Freiheit. Beginnt sie dort wirklich? Für den Deutschen, der er auch ist, für den Perser, der er auch ist ...

Shalimar deutet es in seinem Bericht an: Auch dort ist die Engstirnigkeit, das Vorurteil, der Rassismus präsent: Ashkenasim gegen Sefardim, Orthodoxe gegen Säkulare, Juden gegen Araber. Es ist das Antlitz des Menschen, das sich auch in der israelischen Gesellschaft widerspiegelt: Vorurteil und

Angst, Mehrheit gegen Minderheit, Starke gegen Schwache. Der ewige Kreislauf menschlicher Geschichte. Ohne Ausweg?

Doch Shalicans Bericht gibt Hoffnung: Es gibt einen Weg aus der Hölle, die wir Menschen uns selbst bereiten – es gibt das erlösende Licht, daran glaubt der Autor ganz fest. Und es gibt in diesem eindrucksvollen Text, der den deutschen Leser an die Hand nimmt und ihm eine ganz andere Seite seines eigenen Landes zeigt – und auch eine ganz andere Seite des Antisemitismus – es gibt in diesem eindrucksvollen Text eine Lichtgestalt: Janica. Die junge Frau, die Jugendliebe des kleinen persischen Juden, verkörpert das wahrhaft Menschliche, das, wofür es sich zu leben lohnt, wie Behnaz, seine persisch-jüdische Verwandte ihm in Los Angeles erklärt. Janica liebt Arye. Für das, was er *ist*. Und sie ist bereit, Grenzen zu überschreiten – für die Liebe. Sie ist bereit, Jüdin zu werden, um diese Liebe leben zu können. Shalican selbst schreibt, dass er sich gegen sie entscheidet. Mit seinem Verstand, nicht seinem Herzen. Vielleicht hat er in dieser Welt recht, sich so zu entscheiden? Vielleicht ist es vernünftig? Man ist versucht an Hermann Hesses ›Siddhartha‹ zu denken, an die vielen Häutungen, die der junge Gautama in seinem Leben durchleben musste, um bei sich anzukommen.

Shalican hat eine erste wichtige Häutung hinter sich. Es ist ein Bekenntnis zu einem sehr alten Teil in ihm. Und konsequent führt ihn sein Weg nach Israel. Doch er selbst deutet zum Schluss an, dass dies nur ein erster Schritt ist. Er will vielleicht in die Politik, schreibt er.

Wer weiß? Er hat so viel, was man im heutigen Israel braucht, um Frieden schließen zu können mit seinem Feind, mit sich selbst: Er weiß, was es heißt, unterdrückt,

verfolgt, verachtet zu werden. Er weiß um die Mentalität der Menschen aus dem Nahen Osten. Er weiß, was es heißt, Jude in der Diaspora zu sein, und was es nun heißt, Jude im jüdischen Staat zu sein. Er weiß, was Gewalt ist und was Rassismus, was Engstirnigkeit und was Hass. Und er weiß, was Liebe ist. Wer weiß – vielleicht ist Arye Sharuz Shalicar der Hoffnungsträger für einen friedvollen Nahen Osten? Wer meint, ich übertreibe, der sei daran erinnert, dass vor 49 Jahren sich auch kein Mensch vorstellen konnte, dass ein kleiner Junge aus Hawaii eines Tages als Präsident der Vereinigten Staaten versucht, die Welt ein wenig friedlicher zu machen.

Wäre das so schlecht für Deutschland? Wenn ein Junge aus Wedding eines Tages dasselbe im Nahen Osten versuchen würde? Ich glaube an Märchen? Mag sein. Zumindest in diesem Punkt halte ich mich gerne an Theodor Herzl: »Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen!«.

Der junge Arye Sharuz ist erst am Anfang. In Wedding waren seine Lehrjahre. In Israel haben seine Wanderjahre begonnen. Man darf gespannt sein auf Shalicars Meisterjahre.

Richard C. Schneider

Tel Aviv, Juli 2010

EINLEITUNG

לְכֹל זְמַן וְעֵת לְכֹל חֶפֶץ תַּחַת הַשָּׁמַיִם

Alles hat seine Stunde und seine Zeit für jedes Vorhaben unter dem Himmel

Buch Prediger (Kohelet), Kapitel III

Im jüdischen Morgengebet heißt es: »Gesegnet seiest Du, Herr, unser Gott, König der Welt, dass Du mich nicht als Heiden erschaffen hast.« Täglich danken mehrere Millionen gläubige Juden in der Welt G'tt dafür, dass sie nicht als Heiden, als Menschen ohne Religion, das Licht der Welt erblickt haben. Ich hätte bis vor einigen Jahren noch denjenigen gehasst, dem ich es zu verdanken hatte, nicht als Heide zur Welt gekommen zu sein. Man kann es als Heide ziemlich leicht haben. Abgesehen von einigen Extremfällen, auf die man vorbereitet sein sollte. Wenn man Heide ist, gibt es keine Essensvorschriften zu beachten, noch muss man seine Zeit in Gotteshäusern »verschwenden«, nur weil die Eltern es für richtig halten. Vor allem braucht man sich als Heide normalerweise nicht vor Beleidigungen, Schlägen, Tritten und Vertreibungen fürchten, denen man, wie die Geschichte lehrt, als Gläubiger ausgesetzt ist. Und zwar in erster Linie von Andersgläubigen.

Wenn ich zurückdenke an meine Kindheit, und das tue ich häufig, erinnere ich mich an Zeiten, in denen ich alles aß, was mir in die Hände geriet. Ich war mit Freunden oft am Imbiss Currywurst essen. Brot, das ich heute wie Gold

behandle, warf ich weg, wenn es nicht mehr ganz so weich war wie beim Einkauf. Und Weihnachten war für mich wie für alle meine Freunde die schönste Zeit im Jahr. Nicht aus religiösen Gründen, sondern wegen der Weihnachtsbäume, der Lichter und Geschenke.

Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahr war ich ein kleiner Junge ohne jegliches Gefühl für Religion. Ich fühlte mich vollkommen frei von jeglicher Verpflichtung und empfand keine Andersartigkeit. Sehr langsam, Schritt für Schritt, von einem Erlebnis zum nächsten, musste ich begreifen, dass ich doch »anders« bin. Dass ich etwas verkörpere, dass ich Mitglied einer Religionsgemeinschaft bin, ob ich will oder nicht. Einer Religionsgemeinschaft, die für viele Menschen abstoßend ist und sie dazu veranlasst, einen anders anzusehen, nicht mehr zu akzeptieren. Die Freunde plötzlich zu Feinden macht, von einem Tag auf den anderen.

Es geht hier nicht um die traurige Geschichte der Juden Spaniens während der Reconquista gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Noch handelt es sich um die Chmielnitzki-Massaker des 17. Jahrhunderts. Es geht auch nicht um einen der vielen Pogrome, denen Juden, mal hier, mal da, ausgesetzt waren während der letzten Jahrhunderte, ja, man kann ruhig Jahrtausende sagen. Ausnahmsweise geht es auch nicht um die geplante Ausrottung des Weltjudentums in den Jahren des Dritten Reiches. Obwohl meine Geschichte im Herzen der Hauptstadt des ehemaligen Nazireiches spielt.

Meine eigene wahre Geschichte spielt in der heutigen Zeit, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, in der Hauptstadt Deutschlands. In Berlin, wo ich mein Kindheit verbracht habe, wo ich zur Schule ging. Dieser Stadt habe ich heute den Rücken gekehrt. Mein Berlin war nämlich nicht das Berlin der Nachrichten, der Touristen oder der Künstler. Ich habe ein Berlin des Hasses und der Vorurteile erlebt,

und das über Jahre. Ich fühlte mich bedrückt und gequält. Ich fühlte mich nicht mehr frei. Ich fühlte mich nie mehr so frei, wie ich mich gefühlt hatte, bis ich dreizehn wurde. Dann zogen wir in den Wedding.

Wie oft wurde ich gefragt: »Was bist du? Türke? Araber? Muslim?«

Wie oft haben sich meine Antworten geändert. Von »Perser« bis »halb Deutscher, halb Perser«, von »halb Israeli, halb Perser« bis »Jude«. Irgendwann zwischendurch antwortete ich auf diese Frage, und ich fand es nicht einmal lächerlich, mit Prozentangaben: »30 Prozent Deutscher, weil ich hier geboren bin und den deutschen Pass besitze, 30 Prozent Perser, da meine Eltern aus dem Iran stammen und wir zu Hause persisch sprechen und essen, und 40 Prozent Jude.« Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon das Gefühl, dass meine »jüdische Identität« das Ausschlaggebende war. Ursprung, Kultur, Volk!

Die Entwicklung zog sich über mehrere Jahre hin. In dieser Zeit wuchs mein Stolz darauf, jüdisch zu sein. Nun werden Sie sich vielleicht fragen: Wie kann man in der heutigen Welt darauf stolz sein, Mitglied gerade dieses Volkes, gerade dieser Religion zu sein? Und ich möchte Sie fragen: Sind die Juden nicht schon immer bekannt dafür gewesen, dass sie sehr stolze Menschen sind? Dass ihnen das »Jüdisch-Sein« als das Allerwichtigste galt und gilt? Dass sie lieber in den Tod gingen, bevor sie sich zum Konvertieren zwingen ließen? Das kam oft genug vor. Beim Bar-Kochba-Aufstand im 2. Jahrhundert, in Spanien und Portugal gegen Ende des 15. Jahrhunderts oder in der iranischen Stadt Maschhad Mitte des 18. Jahrhunderts.

Warum waren bzw. sind all diese Menschen so stolz auf das G'tt gegebene Juden-Dasein? Die Motive unterscheiden sich

nicht so sehr von meinen Motiven. Sie haben um ihr Leben fürchten müssen wegen der Gewalt von Menschenhorden, die von einer unglaublichen Dummheit gelenkt wurden. Sie mussten aufpassen, wann sie auf welcher Seite der Straße liefen, um eventuellen Konflikten aus dem Weg zu gehen. Sie wurden angespuckt und getreten, verflucht und öffentlich gedemütigt. Täglich. Wieder und wieder. Nicht weil sie Mörder waren, nicht weil sie Kinder misshandelten. Sicher nicht, weil sie dreckig und verlaust waren. Sondern nur aus einem simplen Grund: dem G'tt gegebenen Juden-Dasein.

All diese Demütigungen haben sie stolz gemacht. Sie haben sie stark gemacht, stark genug, um alles zu überstehen. Genauso erging es mir. Genau das hat auch mich stolz gemacht. So stolz, dass ich mich heute als Gewinner betrachte. Denn heute weiß ich, wo ich wirklich hingehöre. Vorbei sind die Jahre des Zweifels über mein »wahres Ich«. Vorbei die vielen langen Momente, in denen ich das Jude-Sein gehasst habe.

Ich habe lange gebraucht, bis ich so weit war. Ich musste viel lesen. Ich musste viele Kurse an der Universität besuchen. Ich musste den klugen Ratschlägen meiner Mutter folgen und lange, sehr lange Diskussionsabende mit meinem Vater überstehen. Um all das zu verstehen, was ich anfangs überhaupt nicht verstand. Aussagen wie »Ihr Juden seid alle nur geldgeil« oder »Juden sind alle intelligent«. Im Laufe der Jahre wurde mir klar, dass die Menschen ihre Vorurteile in der Regel von ihren Eltern und ihrem Umfeld beigebracht bekommen. Vorurteile werden von Generation zu Generation weitergegeben. Deshalb wollte ich weg aus dem Wedding, weg aus Berlin. Ich wollte nicht, dass meinen Kindern womöglich eines Tages dasselbe passiert. Dass sie in einem Umfeld leben müssen, in dem mindestens jeder

Zweite einen sekundenlang mustert, wenn er hört, dass man Jude ist. Und man dann genau weiß, was in seinem Kopf vorgeht. In einem Umfeld, in dem ein Mädchen wie meine Freundin Janica sich auf der Straße fragen lassen muss, warum sie denn mit »diesem dreckigen Juden« zusammen sei. Wirklich frei konnte ich mich nur noch im Urlaub fühlen. Manchmal trug ich dort sogar wieder den Davidstern an einer Kette um den Hals. Nur um zu erfahren, wie ich deswegen angesehen würde. Und ich wurde nicht mit hass-erfüllten Blicken durchbohrt, egal, wo ich war, in den USA oder in Kroatien, Italien oder Belgien.

Eine Frage wurde mir allerdings auch außerhalb Deutschlands öfter gestellt: Ob ich als Jude denn keine Probleme mit den Deutschen hätte, die vor einigen wenigen Jahrzehnten alle Juden ausrotten wollten? Es gibt auch in Deutschland noch Orte, in denen Deutsche gerne mal »den Juden über den Marktplatz jagen würden«. Ich hatte jedoch, G'tt sei dank, nie die Gelegenheit, »diese Deutschen« kennenzulernen. Stattdessen wurde ich von jungen Muslimen durch die Straßen gejagt. Diesen neuen muslimischen Antisemitismus in den Straßen Deutschlands habe ich jahrelang am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Als Jude im Wedding.

Deshalb habe ich mich mit 23 Jahren dazu entschlossen, das Land, in dem ich geboren wurde und aufwuchs, zu verlassen und aus Deutschland wegzuziehen. In ein anderes Land, weit weg von meiner Jugendzeit. In ein Land, wo ich als Mitbürger vollständig akzeptiert würde. In ein jüdisches Land, in dem ich frei bin als das, was ich bin und bis zu meinem letzten Tag sein werde: ein Jude.

EIN GANZ NORMALER BERLINER JUNGE

Keine noch so brutale Unterdrückung und keine noch so raffinierte Verleumdung wird die Sehenden darüber täuschen, was für geistige und moralische Werte in dem Volk der Juden stecken.

Albert Einstein

Spandau ist der westlichste Bezirk Berlins. Dort habe ich meine Kindheit verbracht. Es ist eine Stadt für sich. Mit verschiedenen Siedlungsgebieten, riesigen Parkanlagen, langen Wasserstraßen, einem großen Fußballstadion, in dem auch internationale Spiele ausgetragen werden, vielen Schulen und Freizeithäusern und einer netten Mischung von Menschen, die von überall her nach Spandau gezogen sind, um in diesem Bezirk glücklich zu werden.

Während der sechs Jahre meiner Grundschulzeit war ich am engsten befreundet mit Erdal, einem Türken, wie ich in Deutschland geboren. Und mit Tim, einem Jungen, dessen Mutter es irgendwie geschafft hatte aus Jena nach Westberlin zu ziehen. Bis heute ist mir nicht wirklich klar, wie ihr das Anfang der 80er-Jahre gelungen war. Tim wohnte nur einige Häuser weiter. In der Grundschule waren wir in derselben Klasse und dort noch mit einigen anderen Jungs, einem Kurden namens Asif, einem Tschechen namens Janos und einem Kroaten, der Mirko hieß, befreundet.

Manchmal rief man sich statt mit dem Namen mit dem Land, aus dem die Eltern oder man selbst gekommen waren. Dann hieß Tim Ossi, Mirko wurde Jugo genannt und mich

nannten alle gerne Perser, weil meine Eltern aus dem Iran stammen. Unser gemeinsames Hauptanliegen während der ganzen Grundschuljahre waren weder die Mathestunden noch die Englischstunden oder sonst irgendwelche Stunden, sondern die Pausen. Wir alle gingen in den Unterricht nur mit dem einen Gedanken »Wann ist endlich Pause?«. Dann rannten wir alle so schnell wie möglich hinaus, um, wenn auch nur für wenige Minuten, Fußball zu spielen. Nach der Schule ging es weiter mit dem Fußballspielen bis spät in den Abend hinein.

In der Grundschule war ich ein durchschnittlicher Schüler. Einer von der Sorte, die sich über jede Freistunde freuen. Am besten fand ich deshalb an meinem Wochenstundenplan, dass ich wöchentlich zwei Freistunden mehr hatte als fast alle Anderen aus meiner Klasse. Alle hatten zwei Mal wöchentlich Religionsunterricht. Alle außer Erdal, Asif, drei türkischen Mädchen und mir. Ich habe das mit Freude so hingenommen. Ich habe nie nachgefragt, wieso ich der kleinen Gruppe von glücklichen Schülern angehörte, die mehr Freizeit hatten als der Großteil der Klasse. Ich vermutete, dass man mich für einen Türken hielt, und aus welchen Gründen auch immer mussten eben Türken diesen Unterricht nicht besuchen. Irgendwann fragte mich meine Klassenlehrerin, wo ich denn eigentlich ursprünglich her sei. Ich war etwas irritiert, doch ich merkte, dass sie wissen wollte, aus welchem Land meine Eltern stammten, und sagte es ihr. Das änderte nichts an meinem Status. Vom Religionsunterricht blieb ich weiterhin ausgeschlossen. Wegen der dunklen Haut, den dunklen Haaren und den dunklen Augen wurde ich anscheinend mit Erdal und Co. in einen Topf geworfen. Dass dieser Unterricht ein christlicher Religionsunterricht war und ich als Nichtchrist davon ausgeschlossen war, wusste ich nicht. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was das Wort Christ be-